

Menschliche Angst und christliche Hoffnung

Von Josef Loosen S. J., Frankfurt/Main

Wer gewohnt ist, in der Bibel zu lesen, wird zugeben müssen, daß nach der Sprache der heiligen Bücher nicht nur der noch unerlöste, der sündige, der gottferne Mensch die Angst kennt, ebensowenig wie umgekehrt ausschließlich der Heilige zu hoffen gelehrt wird. Zwar betet der Psalmist: „Du wirst mich vor Angst behüten“ (Ps 32, 7). Aber er muß auch sagen: „Du läßt mich erfahren viele und große Angst“ (Ps. 71, 20). Es steht da: „Die Liebe treibt die Furcht aus“ (1 Jo 4, 18). Und wiederum heißt es: „Wirkt euer Heil in Furcht und Zittern“ (Phil 2, 12).

Der Weg des Heils führt also sowohl in die Not der Angst hinein als auch aus ihr heraus. Das Leben des Gerechten ist Verzagtheit und Zuversicht zugleich. Er soll furchtlos sein und doch auch eine Furcht haben, die unmittelbar nicht immer eine Furcht vor Gott allein ist. Das ist gewiß eine erstaunliche Tatsache, die uns um so größere Rätsel aufgibt, als auch der Herr selbst nicht von ihr verschont bleibt, da er, obwohl Gott so nahe wie kein Geschöpf, in eben dieser Gottesnähe menschliche Trauer und Gottverlassenheit erfährt (Mt 27, 46). Gewisse Unterscheidungen erklären hier wenig oder gar nichts. Erlöstsein heißt nicht einfach „Frei-von-Angst-sein“, wenigstens dann nicht, wenn wir dieses Wort im üblichen Sinne verstehen. Es gibt offenbar Mächte, vor denen auch der Christ machtlos dasteht, wobei sogar die Gewißheit, daß Gott ihm beisteht, nicht jeden Zweifel ausschließt, ob er die Gefahr übersteht.

Nach der Schrift ist es vor allem die „Welt“, von der eine solche tödliche Bedrohung ausgeht: „In der Welt werdet ihr Drangsal haben“, sagt der Herr (Jo 16, 33). Und selbst wenn er fortfährt: „Doch seid getrost: ich habe die Welt überwunden“ (Jo 16, 33), so bedeutet dies nicht, daß wir aufhören sollen, den zu „fürchten, der Leib und Seele verderben kann“ (Mt 10, 28). Das, wovon in solchen und ähnlichen Ermahnungen die Rede ist, ist keine unpersönliche böse Macht, sondern hinter allem letztlich der Teufel in Person. Er ist „der“ Widersacher schlechthin (1 Petr 5, 8), „der Menschenmörder von Anbeginn“ (Jo 8, 44).

Dieser religiöse Aspekt jeder Gefährdung und Angst ist freilich nur theologisch erfassbar, psychologisch wird er von vielen Menschen kaum jemals erlebt. Das Phänomen der Angst ist weitgehend profanisiert. Der Mensch, der Angst hat, weiß sich in der Angst nicht mehr Aug in Auge dem göttlichen Richter oder einem Dämon gegenüber. Was er fürchtet, sind „Naturkräfte“, die er entdeckt und gelenkt hat, von denen er aber nicht sicher ist, ob er ihre Kettenreaktionen, wenn er sie einmal ausgelöst hat, bis zum Ende unter seiner Kontrolle halten kann. Wovor wir Menschen Angst haben, das sind die Mitmenschen, die von uns zunächst als Fremde, wenn nicht gar als Feinde angesehen werden, denen wir Interesselosigkeit gegen uns oder alle möglichen bösen Absichten zutrauen. Unsere Angst vor den Menschen oder der Natur ist aber zutiefst eine Angst vor uns selbst, da wir in der Begegnung mit der Umwelt unser selbst nicht gewiß sind und deshalb nicht das ruhige Gefühl der Überlegenheit haben. Wir erfahren in ihr nicht nur die Abgründigkeit unseres

eigenen Seins, aus der jeden Augenblick häßliche und böse Gedanken und Wünsche gegen andere aufsteigen können. Sooft wir uns ängstigen, erleben wir die Begrenztheit unseres Könnens und unserer Freiheit, unsere wehrlose Offenheit gegenüber einer stärkeren Macht, die Hinfälligkeit unserer Person, die auf der einen Seite sich behaupten will und sich auch behaupten muß, auf der anderen aber nicht sicher ist, ob sie sich behaupten wird.

Damit uns dies widerfährt, braucht es keine Situation, die uns auf eine außerordentliche Bewährungsprobe stellt. Es gibt eine alltägliche, als solche kaum empfundene, fast gegenstandslose Angst, vor der wir dauernd auf der Flucht sind. Sie ist die Furcht vor der Stille, in der alle äußere Geschäftigkeit verstummt, die sonst die Stimmen aus der Tiefe betäubt, so daß der Mensch nun plötzlich sich selber sieht, wie er ist, und seine ganze geistige und geistliche Armut vor ihm steht. Dem weichen wir aus. Dieser Leere und Langeweile gehen wir aus dem Weg, denn wir fühlen, daß wir in uns nichts haben, womit wir sie ausfüllen. Wir verhängen gleichsam alle Spiegel, weil wir nicht wagen, unser Antlitz zu schauen. Wir fürchten einen Schock, wenn wir gar nicht anders können als zugeben, daß wir nicht sind, was wir zu sein wünschen oder zu sein glauben, und daß wir dauernd versuchen, eine Rolle zu spielen, die uns nicht zusteht. Davor haben wir Angst und haben wieder Angst vor der Angst, und deshalb verlegen wir uns darauf, durch Zerstreuung oder Ablenkung, wie wir sagen, die Angst und die Angst vor der Angst zu betäuben, mit dem Erfolg, daß die Aufmerksamkeit darauf fixiert wird, und daß sich das Gefühl eines ständigen Bedrohtseins immer stärker in alles einmischt. So geschieht es, daß wir, die Wahrheit nicht wahr haben wollend, der Wahrheit Zeugnis geben. Je höher einer geistig steht, desto weniger wird es ihm gelingen, den Abgrund in seinem Innern, in den er in einem unbewachten Augenblick geschaut hat, zuzudecken. Am Rande und wie nebenbei bewußt, wird es doch nur als ein Zudecken empfunden, und das bedeutet, daß es eben nicht zugedeckt ist. Besser, als sie zu verdrängen, wäre es schon, die Wahrheit anzuerkennen, selbst auf die Gefahr hin, daß die unvermeidliche Enttäuschung uns lähmt und uns für eine Zeitlang aktionsunfähig oder -unlustig macht, denn auf die Dauer ist es nur die Wahrheit, die uns von dieser Einengung unseres Blickfeldes auf den inneren Konflikt und auf die eigene Not erlöst, und die uns aus unserer Wunschwelt in die Wirklichkeit zurückführt. Dann wird sich herausstellen, daß harte Tatsachen tröstlicher sein können als irgendein märchenhafter Traum, und wir werden erkennen: nur die Wahrheit kann uns frei machen.

Denn das ist sicher: wer sich sehen kann, wie er ist, und wem es möglich ist, sich anzunehmen, wie er sich sieht, der tritt dadurch schon in Distanz zu sich selbst. Jeder, der bestrebt ist, in Wahrheit über sich selber zu urteilen, ist im Begriff, sich selber zu überschreiten. Ehrlichkeit ist der Anfang der Entspannung. Selbstkritik ist der erste Spatenstich durch die Ichbefangenheit hinaus in die Weite. Wir dürfen dabei allerdings nicht das Gefühl haben, es sei im Grunde genommen ein fauler Trost, bei dem wir uns beruhigen. Enttäuschung darf nicht durch neue Täuschung narkotisiert werden. Das setzt voraus, daß wir die ganze Wahrheit über uns selber erfahren, und dies wiederum kann nicht anders geschehen als dadurch, daß wir auf gläubige Weise die Erfahrung unseres Versagens bewältigen. Denn die Tatsache

selber beschönigt der Glaube nicht, im Gegenteil: durch ihn lernen wir erst die ganze Größe unserer Schwachheit erkennen. Er lullt uns nicht ein, er schreckt uns sogar auf. Durch alle Verstellungen leuchtet er hindurch, und schonungslos deckt er Unter- und Hintergründe auf, die wir vor uns selber zu verbergen bemüht waren. Er sagt uns nicht: es war und ist nicht so schlimm; er sagt uns vielmehr: es war und ist sehr schlimm. Was er uns zeigt, ist keine heitere Welt, sondern eine Erde, die in Wehen liegt und seufzt und die uns im fahlen Wetterleuchten einer eschatologischen Zeit fast gespensterhaft erscheint. Das alles macht die Hoffnung nicht unmöglich, sondern ermöglicht sie erst, da sie nur da folgen kann, wo die Erkenntnis der unerlösten und heillosen Wirklichkeit vorausgeht. Dem, der auf den Trümmern seiner Träume sitzt und in der Fremde der fernen Heimat seiner Unschuld gedenkt, sagt zu seinem Troste der Herr deutlicher als andern: Du bist es, den Gott meint. „Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu berufen, sondern Sünder“ (Mt 9, 13). „Gott aber erweist uns seine Liebe dadurch, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren“ (Rö 5, 8). „Darin erweist sich die Liebe: Nicht wir haben Gott geliebt, sondern er hat uns geliebt und seinen Sohn gesandt als Sühnopfer für unsere Sünden“ (1 Jo 4, 10). Gottes Liebe ist eine zuvorkommende Liebe.

Wir brauchen nicht vollkommen zu sein, um von Gott geliebt zu werden. Das bedeutet zwar nicht, daß seine Liebe zu den Heiligen nicht größer wäre. Aber es heißt: er schließt uns nicht aus. Auch für uns fällt etwas ab, und wir wissen: die Brosamen seiner Liebe, die wir unter seinem Tisch aufsammeln, sind keine kümmerlichen Reste. „Wenn uns unser Herz verurteilt, Gott ist größer als unser Herz“ (1 Jo 3, 21). „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seines eingeborenen Sohnes nicht geschont hat, sondern ihn dahingab“ (Jo 3, 16). Kann aber einer „eine größere Liebe“ haben, „als daß er sein Leben gibt für seine Freunde“? (Jo 15, 13). Ich gehöre also nicht noch gerade so eben dazu, und was Gott gibt, ist niemals karg. Es ist ein Geheimnis.

Schon die Tatsache allein, daß wir — ja wir! — von Gott — ja von Gott! — geliebt werden, ist stets aufs neue ein Grund, fassungslos zu staunen. Das Ja zu uns selbst, das darin liegt, klingt wie ein Märchen und ist in unserem Leben „das“ große Wunder. Die Heiligen haben es als solches erfaßt und konnten sich nicht genug tun, gerade dafür wieder und wieder zu danken. Sie waren es ja — und sie werden es zu allen Zeiten sein —, die sich selber für die größten Sünder ansahen. Und dies nicht im Stil einer frommen Lüge oder Täuschung, sondern weil sie das Herz des Menschen besser kannten als andere. Sie machten auch mit den erschreckenden Wahrheiten unseres Glaubens Ernst, und deshalb war ihnen ihr Leben wie ein Gehen über eine dünne Eisdecke; sie waren sich bewußt: jeden Augenblick können wir einbrechen.

Kein Mensch außer dem jenseitigen ist unsündlich. Alle sind fehlbar, und wenn „wir sagen, wir seien ohne Sünde, so machen wir ihn zum Lügner“ (1 Jo 1, 10). Das gilt also auch für die Christen, die „der Sünde gestorben . . . die mit Christus begraben“ (Rö 6, 2—4), die „durch den Glauben“ und „mit Christus auferstanden sind“ (Kol 2, 12; 3, 1). Auch sie können wieder fallen, „und ein Gerechter fällt siebenmal und steht wieder auf“ (Spr 24, 16). Dies ist nicht nur so zu verstehen, daß wir abwechselnd Gutes und Böses tun. Nein, selbst im Guten sind wir noch böse,

solange wir Pilger sind, die der Vollendung in der Gnade erst entgegeneilen. Der ganze Mensch ist in der Entscheidung, mit all' seinen Vorzügen, seinem strebsamen Willen, aber auch mit seiner Schwachheit, seiner Unordnung, seiner Begierde. Das Ganze bildet ein für uns nicht durchschaubares Geflecht von Motiven, und wer will sagen, daß er jemals in seiner Absicht ganz lauter sei! Wohl gibt es eine Grenze zwischen Unvollkommenheit und läßlicher Sünde, aber sie ist begrifflich schwer faßbar und faktisch hauchdünn. Das aber ist das Tröstliche: Gott liebt nicht einen Idealmenschen, Gott liebt diesen Menschen, so wie er ist, und diese seine Liebe (und sie allein!) ist eine wahrhaft schöpferische Liebe, die uns zu dem macht, wozu sie uns machen möchte, eine Liebe also, die beginnt als eine Liebe „obwohl“ und „trotzdem“, und die am Ende eine Liebe ist, „weil“ wir so sind, oder richtiger: so sein werden. Das ist die österliche Botschaft von der christlichen Hoffnung an dem noch andauernden Karfreitag unserer menschlichen Ängste.

Und noch ein anderes sagt uns die Schrift: Gott meint Dich nicht allein. Die Einsamkeit dessen, der nur seinetwegen Furcht hat, und in seiner Furcht seine Sorge auf das persönliche Heil einengt, ist nicht biblisch. Ob die Schrift uns ermahnt und uns aufschreckt, oder ob sie uns beruhigend zuredet, meist bevorzugt sie die Wir-Form. Sie spricht nicht vom einzelnen, sondern von vielen oder von allen. Das persönliche Schicksal ist ein Teilgeschehen im Kommen des Reiches. Die eigene Not ist das Hereinbranden einer allgemeinen Heimsuchung in die innersten Bezirke unserer Seele. Aber auch der Gegenstand unserer Hoffnung besagt eine Rettung, die zur Rettung des ganzen auserwählten Volkes beiträgt. So waren die Emmausjünger „der Meinung, er werde Israel erlösen“ (Lk 24, 21). Im gleichen Sinne steht von Simeon geschrieben, daß er „den Trost Israels erwartete“ (Lk 2, 25), wird von Anna gesagt, sie habe „zu allen“ gesprochen, „die auf den Trost Israels hofften“ (Lk 2, 25), heißt es von Joseph Arimathäa, daß es „das Reich Gottes“ war, nach dem er Ausschau hielt (Lk 15, 43), werden wir in den Gleichnissen gemahnt, jeden Augenblick der Wiederkunft des Herrn dieses Reiches gewärtig zu sein (Mt 24, 42; 25, 13; Lk 12, 37. 39). Auch bei Johannes schließt unsere Hoffnung das Heil des einzelnen und aller zusammen. Wir werden Gemeinschaft haben untereinander und mit dem Sohn und dem Vater (1 Jo 1, 3f.). Der gleiche Heilsuniversalismus zieht sich durch die Briefe des hl. Paulus. „Die Sehnsucht der Schöpfung wartet auf das Offenbarwerden der Kinder Gottes. Denn die Schöpfung war der Vergänglichkeit unterworfen ... aber auf die Hoffnung hin, auch sie werde einst von der verderblichen Sklaverei erlöst werden für die Freiheit, das herrliche Gut der Kinder Gottes“ (Rö 8, 20f.). Darauf beziehen sich die ekklesiologischen Zukunftsvisionen, wie sie der Apostel in einem Ewigkeit und Zeit, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, Anfang und Ende umspannenden Rahmen entwickelt (Eph 1, 9ff. oder Kol 1, 14ff.). Da wird ausdrücklich gesagt: was Gott will und weshalb alles geschieht und wozu dein und mein Leben dient, das ist die Auferstehung des Leibes Christi, ist die kommende Welt, in der alles seinen Ort hat und auch unsere Kämpfe und Leiden in die Freude und in einen unverlierbaren Frieden einmünden.

Aber vielleicht entgegnen wir: bis dahin ist weit. Das ist ja gerade die Frage, wie wir dahin gelangen, ohne uns der Vermessenheit schuldig zu machen. Beim Gedanken daran schweigt nicht die Angst. Gegen die tausend „Wenn“ und „Aber“

unserer Selbstunsicherheit kommt eine Betrachtung der Schrift oder kommt ein Imperativ des Willens einfach nicht an. Zu trübe sind die Erfahrungen mit uns selbst, zu dunkel ist manche Erinnerung aus unserem Leben. Das ist ja gerade das Gefährliche aller Zweifel: sie enthalten fast immer eine Wahrheit. Mit einer billigen Beruhigung: wir haben getan, was wir konnten, Gott nimmt unseren guten Willen für die Tat usw., erreichen wir wenig oder gar nichts. Wir wissen genau: das sind halbe Wahrheiten, und diesen halben Wahrheiten stehen andere gegenüber, denen wir ebenso Rechnung tragen müssen. Wir haben den Verdacht, als wollte man uns überlisten, oder als hielte man uns wie einem ängstlichen Kinde die Augen zu, damit wir den Blitz der göttlichen Strafgerechtigkeit nicht sehen. Täuschung aber kann niemals Therapie sein. Besonders dann nicht, wenn sie gemerkt wird.

Denn es ist nun einmal wahr, was der Mensch bis zur Erschütterung erlebt: wir alle sind zu jeder Zeit anfällige und hinfällige Menschen! Ob Christen oder Nichtchristen, ob Gute oder Böse — wir alle sind Sünder! Sogar die guten Werke, die wir tun, sind nicht so gut, wie sie sein könnten, und sind nicht einmal ganz gut. Alle sind zu allem fähig, das ist ein Satz der katholischen Gnadentheologie, mit dem wir immer und überall rechnen müssen. Wie Gottes Güte unbegrenzt ist, so ist unsere menschliche Abgründigkeit nahezu bodenlos.

Aber gerade das ist die Situation, in der wir hoffen. Sie ist wesentlich eine Hoffnung, „obwohl“ und „trotzdem“ . . . , ähnlich wie Gottes Liebe. Wer hofft, hängt im Leeren, er hat keinen Boden unter den Füßen, es sei denn, Gottes Barmherzigkeit und Treue. Gott hat alles gesehen, und zwar klarer und unerbittlicher als irgendein Mensch. Er weiß, was war und was ist und was kommt, und alles, auch das Versagen, hat er miteinkalkuliert. Nicht ein ruhiges Gewissen ist die verlässliche Bürgschaft für ein gutes Ende, sondern das nie zu verstehende Geheimnis seiner Liebe.

Es ist nicht unnütz, trotz der immer wiederkehrenden Erfahrung der eigenen Schwäche diese Gedankengänge einzuüben. Diese Bemühung darf um so mehr von uns verlangt werden, als wir dabei nicht allein sind. Hoffnung ist ursprünglich keine erworbene, sondern eine eingegossene Tugend. Nach Paulus ist es der Geist, der in uns Christen die weltweite Hoffnung bewirkt (Rö 5, 1–11; 8, 14–27 u. ö.). Gott schenkt uns den Willen, daß wir uns öffnen. Darum sollten wir nicht warten, bis wir mit uns ins Reine gekommen sind, wie wir meinen. Wir sollten vielmehr die Sorge um unsere Sicherheit als ungelöste Frage auf sich beruhen lassen. Wenn wir das fertig gebracht haben, dann vermögen wir auch trotz eigener Not den Nöten anderer zu dienen. Ob und wann uns die christliche Hoffnung auch spürbar von unserer menschlichen Angst erlöst, ist dann eine Sache, die wir Gott ganz anheimstellen. Das ist noch Karfreitag, ist aber auch schon Ostern. Das ist bereits Auferstehung, allerdings in der Dämmerung eines anhebenden Tages. Der Herr hängt noch am Kreuze und Finsternis liegt über allem Land. Aber er steht auch schon mitten unter uns mit dem Rufe: „Friede sei mit euch!“ (Joh 20, 19). Seine Angst in der Stunde des Sterbens lebt in unserer Angst weiter. Unsere Angst aber ist in der seinen schon aufgehoben zur seligen Hoffnung auf die Herrlichkeit der Kinder Gottes.